

Halle'sche Zeitung.

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Nummer 165.

Halle, Dienstag, 10. April 1894.

186. Jahrgang.

Neueste Nachrichten.

(Eigene Drahtberichte und Fernsprechnachrichten.)

Berlin, 10. April. Der Volkbeirath tritt, wie die Post. Anm., nicht in der nächsten Woche, sondern erst in 2-3 Wochen zusammen. Zunächst ist die Antikommission unter dem Vorsitz des Abgeordneten Müller tätig, welcher die Sachverhältnisse und Interessenten in Gegenwart der Bundesratsmitglieder vornimmt.

Moskau, 10. April. In der Dynamitfabrik zu D mit Erfolg gefessene eine heftige Explosion, mehrere Arbeiter sind schwer verletzt, das Strohhaus ist in die Luft geflogen, die Nacharbeiter sind mit Entschiedenheit über das Getreide, sowie die benachbarten Häuser sind stark beschädigt.

Neustadt a. S., 10. April. Gestern Abend kurz nach 9 Uhr wurde an verschiedenen Orten der Umgegend ein mehrere Sekunden dauernder Erdbeben verspürt. Die erschrockenen Einwohner liefen zum Theil aus ihren Häusern.

Samburg, 10. April. Die Samburg'er Brigadier Albert und Conrad sind auf der Fahrt von Grangermühl hierher mit 10 Mann Besatzung untergegangen.

Venedig, 10. April. In Nord des „Molte“ verabschiedeten sich gestern Ihre Majestät Kaiser Wilhelm und Königin Victoria von einander. Der Kaiser umarmte und küßte mehrmals den König und drückte mehrmals dem Herzog der Abruzzen und dem Minister Solleti herzlich die Hand. Se. Majestät bedankte sich für den Empfang seitens der Behörden und der Bevölkerung. Um 9 1/2 Uhr ging S. M. S. „Molte“, gefolgt von der Yacht „Christabel“ in der Richtung auf Venedig an. Se. König Humbert, der Herzog der Abruzzen und Minister Solleti schieden um 11 1/2 Uhr an Bord des „Molte“ nach Venedig zurück und begaben sich in das königliche Palais.

Abthoria, 9. April. Morgen wird hier zu Ehren des deutschen Kaisers ein venezianisches Fest auf dem Meere veranstaltet werden. Ein bekannter Hydrographer aus Genua ist mit der Erledigung der nötigen Vorbereitungen beauftragt worden und bereits hier eingetroffen.

London, 10. April. In unvorhergesehenen Fällen beschloß man die Abstimmung über den im Unterhause eingebrachten Antrag Harcourt, die Dienstleistungen der Regierungsbeamten zu mindern, für überaus kritisch, da die ministerielle Majorität nur achtzig beträgt und aus deren Haltung noch sehr zweifelhaft ist. Gleichwohl ist man aber sehr davon überzeugt, daß bei Abstimmung des Antrages Harcourt die Auffassung des Unterhauses erfolgen wird.

London, 10. April. Das Unterhaus nahm nach längerer Beratung den Antrag Harcourt, betreffend die Diensttags- und Freitags-Sitzungen mit 249 gegen 223 Stimmen an und erledigte in dritter Lesung die Begriffsmeerschlagsgerichts-Vill.

London, 10. April. Das Ministerium über die ägyptischen Angelegenheiten enthält einen Jahresbericht Cromes, worin es heißt: Ägypten bedürfe auf Jahre hinaus noch der größten politischen Ruhe, um die mit so vielem Erfolge in den letzten Jahren begonnenen Reformen zu befestigen und dazu sei ein einträchtiges Zusammenarbeiten der ausländischen und eingeborenen Mitglieder der Verwaltung nötig. Bis jetzt sei keine einzige Schwierigkeit vorhanden, obgleich die Ereignisse des letzten Jahres oft genug dazu angethan gewesen waren, Schwierigkeiten und Uneinigigkeiten zwischen den ausländischen und eingeborenen Mitgliedern zu schaffen. Alle Klaffen hätten an der Durchführung und vortheilhaftesten Entwicklung dieser wichtigen Reformen ein unbegrenztes Interesse.

London, 9. April. „Times“ und „Daily News“ melden aus Cairo, eine Ministerkrise in Ägypten siehe unmittelbar bevor.

London, 10. April. Der Dampfer Chilian brannte bei Fily und wurde durch 6 Personen von der Mannschaft ertränkt.

Paris, 9. April. In einer Sozialistenversammlung im Palais national erklärte sich ein Redner als Anarchist, begehrte aber feindseliger Stimmung bei den Zuhörern, namentlich den Arbeiterfrauen, die ihnen empört zuriefen: „Ihr seid Verbrecher, Ihr greift das Volk an! Ihr mordet Kinder!“

Paris, 9. April. „Soleil“ meldet, daß alle Nachrichten über eine Verständigung zwischen Italien und Frankreich lediglich phantastischer Natur seien. Die Begegnung zwischen König Humbert und Kaiser Wilhelm, sowie die Erklärungen Crispien's hätten den Beweis geliefert, daß Italien sich mit gebundenen Händen und Füßen (i) an Deutschland ausgeliefert habe.

Paris, 9. April. In der hiesigen brasilianischen Gesandtschaft wird die Nachricht von dem Siege der Argentinier über die Regierungstruppen bei Rio Grande stark angezweifelt. Man ist vielmehr der Ansicht, daß Admiral Welles eine fingierte Siegesnachricht nach Europa abgelassen habe.

Christiania, 9. April. Der Correspondent verschiedener schwedischer Provinzialblätter, welcher das Gerücht über die Heizerung des Kronprinzen von einem bewaffneten Einfall in Norwegen verbreitet hatte, daß dem norwegischen Staatsminister in Stockholm erklärt, daß dieses Gerücht jedes Grundes entbehre.

Rom, 10. April. In Caserta pläzte letzte Nacht eine Bomben- und Mörserie-Kommando, verursachte aber nur geringe Sachbeschädigungen.

Ueber den Umgang mit Strikenden

Kann Europa von den Amerikanern noch mancherlei lernen. Der Strike in Westpennsylvanien ist, so ernst er sich im Beginne auch anließ, gleichsam im Sande verlaufen zu Ende gegangen, jedoch Walter und West mittlerweile anfang. Etwa ein Dutzend Strikender, hundertweiser Weise sammt und sonderb Ungarn also landfremde Leute haben dabei allerdings ihr Leben lassen müssen, aber ganz abgesehen davon, daß bei der bedrohlichen Haltung des Nob den Organen des Geistes keine Wahl blieb, als zu tödten oder getödtet zu werden, so widerspricht es überhaupt amerikanischen Gesinnungsweisen, mit Leuten, welche ihrerseits den Anfang zu gewaltsamen Beginnen machen, erst noch lange zu parlamentiren. Der Strike in Westpennsylvanien wurde von seinen Urhebern augenblicklich in der aus ihren heimathlichen Erfahrungen mit hinübergenommenen Voraussetzung angefaßt, daß sie auf Seiten der Arbeitgeber und Beschäftigten einer ähnlichen Langmut zu begegnen würden, wie sie diejenige des Bestandes hinsichtlich den Annahmsbedingungen der sozialdemokratisch veresteten Massen Vorbehalt stellt. Die Union hat nicht lange vorgehalten. Der Strike hat vielmehr mit völliger Niederlage der Unbotmäßigen endet und dürfte nur bleibenden Folge den prinzipiellen Anspruchs der Arbeiter niedrigeren Löhne von den Werken haben. Es ist leicht möglich, daß diese von den pennsylvanischen Arbeitgebern getroffene Verfügung in anderen Unionsstaaten Nachahmung findet. Der Durchschnittsamerikaner hegt außer seiner Abneigung gegen die Fremden im Allgemeinen, gegen die eingewanderten Arbeiter noch im Besonderen ein Vorurtheil, indem er sie durch die Hand mit sozial revolutionären Ideen behaftet wähnt, für welche in dem praktisch-nüchternen Amerika nun einmal kein Spielraum ist. Die einheimischen Arbeiter, welche in jedem Einmünderer einen Konkurrenten erblicken, der ihnen um so verhasster ist, je mislicher sich die geschäftliche Konjunktur in den Vereinigten Staaten gegenwärtig anläßt, werden sicher Alles aufbieten, um den eingewanderten Arbeitern die Chancen, die sie sich in ihren blühendsten Strikemanatismus selber schon zum größten Theile verdirbt haben, vollends zu verderben, so daß mit jenerlei Gewisheit behauptet werden darf, daß für die in Amerika befindlichen resp. nach dort einwandernden Arbeiter schlimme Zeiten anheben werden. Schuld an dieser Abneigung der Dinge aber ist niemand anders, denn die sozialdemokratische Schwärme, welche ihren Anhängern die Befähigung zur unbefangenen Betrachtung und Würdigung der realen Verhältnisse raubt und sie geradezu in ihr Verderben führt.

Deutsches Reich.

Der Kaiser stellte dem Herzog der Abruzzen durch Cabinetsordre à la suite der Kaiserlichen Marine.

Der Reichsanzeiger veröffentlicht amtlich die Verleihung des Kreuzes der Großkomthure des Königlich Preussischen Ordens von Hohenzollern an den Reichsdankler Grafen B. Capri.

Graf Philipp Eulenburg wird in der nächsten Woche in Berlin eintreffen, um sich Anfang Mai auf seinen neuen Posten nach Wien zu begeben. — In München wird im Gesundheitsdepartement bereits geräth, weil dort der neue Gesandte Freiherr v. Diehlmann schon am 30. April eintreffen wird.

Einem Berliner Blatt zu Folge soll Finanzminister Dr. Miquel erklärt haben, er erwarte nicht mehr, daß seine Steuerprojekte noch in diesem Jahre im Reichstage angenommen würden, er glaubt vielmehr, daß dieselben erst durch den Druck der Zeiten zur Reife zu gelangen vermöchten. Sie seien, nach ihm, eine Nothwendigkeit für die einzelnen Staaten, denen durch die Vollpolitik ein erheblicher Schaden ausgeht worden wäre, welcher auf eine andere Weise wieder gut gemacht werden müßte. Das aber könne nur durch die Annahme der neuen Steuern geschehen.

Der Senatorenkonvent des Reichstages trat gestern Mittag zusammen, um sich über die weiteren geschäftlichen Pläne für diese Tagung zu verständigen. Präsident von Kappeler theilte mit, daß von der Regierung eine bestimmte Meinungsäußerung über den in Aussicht genommenen Zeitpunkt für den Schluß der Tagung nicht vorliege, daß aber vermuthlich der Reichstag bereits Ende nächster Woche geschlossen werden dürfte. Demnach sollen nur die Vorlagen erledigt werden, welche bereits die Ausschüsse, oder die zweite Lesung passiert haben; außerdem dringliche Initiativ-Anträge. Mittwoch soll „Schmerinstag“ sein, und zwar soll zunächst der Antrag Schroeder (Novelle zum Handelsgesetzbuch, betr. die Kündigungsfreit für Handelsgesellschaften) zur Erledigung kommen; sodann sollen Wahlprüfungen auf die Tagesordnung gesetzt werden, und in erster Reihe diejenigen, bei denen das Ergebnis nicht zweifelhaft erscheint. Demgemäß werden zurückgestellt die Wahlen der Abgeordneten Graf Wolke (6. Schleswig-Holstein, P.) und Polenz (23. Sachsen, fort.). Am Montag nächster Woche soll die Stempelsteuerverordnung zur dritten Lesung gestellt werden, eodem Tag der Antrag des Centrums wegen Wiederzulassung der Feuern, und wenn möglich, auch der Antrag von Hammerstein wegen — der Einmünderung der Juden, an die Reihe kommen. Die übrigen Tage der Woche dürften durch die Beratung der Gesetze über den Schluß der Waarenbezeichnungen und der Novelle zur Konkursordnung ausgefüllt werden. Daneben soll der Steuerausgleich die Vorlagen über die Tabaksteuer und über die Weinsteuer durchberathen, was, der Stimmung nach zu urtheilen, nicht im Senatorenkonvent zur Geltung kam, sich ziemlich schnell erledigen dürfte. Eine Vertagung des Reichstages gilt als ausgeschlossen.

Die Steuerkommission des Reichstages trat gestern zusammen, um, nachdem Frey v. Manteuffel den Vorsitz nieder-

gelegt, sich von Neuem zu konstituiren. Zum Vorsitzenden wurde dessen bisheriger Stellvertreter Abg. Dr. Hintelen (Centr.), zu dessen Stellvertreter Abg. Dr. Wasthe (natl.) gewählt. Die Kommission tritt nächsten Montag, 16. April, Vormittags 10 Uhr, wieder zusammen.

Der Herr Professor Birchow, der die Unvoersinnigkeit behauptet, in Rom einige jenen nationalen Empfinden geradezu ungeschickliche Bemerkungen über den „Bismarck-Kultus“ zu machen, soll, wie wir bereits gefahren auf Grund einer Notiz der „Nat.-Lib. Kor.“ berichtet, demnach im Abgeordnetenhaus eine gründliche Schädelmessung vorgenommen werden. Es handelt sich bekanntlich um die Unterhaltung, die ein Mitarbeiter der „Allgemein.“ mit der „akademischen Zeitschrift des Freireims“ gehabt hat. Es wird zwar berichtet, Herr Birchow habe sich nicht so schroff ausgesprochen, wie das „N. Z.“ meldet, er habe sich „nur“ ungeschicklich geäußert, wie dies allseitig die Politiker und Mitarbeiter des Freireims thun. Damit ist aber wenig zur Entschärfung des politischen Professors gesagt, denn unter den „allseitigen“ Aufmerksamkeiten der freireimigen Staatsmänner und Zeitungs-schreiber finden sich mehr wie genug welche, die den Ausbruch nationaler Entrüstung und selbst das Gefühl allgemein menschlichen Gefes rechtfertigen. Im vorliegenden Falle kommt noch hinzu, daß Herr Birchow für nötig befunden hat, das Ausland zum Zeugen seiner politischen Unfähigkeit und seines verkrüppelten nationalen Empfindens zu machen.

Wie die „Nordd. Allg. Ztg.“ meldet, werden die am Sonntagabend unter dem Vorhange des Kassationsinstituts begangenen vorläufigen Verhandlungen über die Frage der Reform des Wählerrechts morgen fortgesetzt.

Ueber die Beherrschbarkeit in den preussischen gewerblichen Fachschulen sind Abgeordnetenhaus von der Regierung interessante statistische Aufschlüsse gegeben worden. Danach beträgt für das Jahr 1894/95 die Zahl der staatlichen gewerblichen Fachschulen, darunter 4 Baugewerkschulen. Daran sind 7 Direktoren, 80 Lehrer und 8 Schulpfleger beschäftigt. Vom Staate und von anderen gemeinlichlich zu unterhaltenden Anstalten giebt es 32, darunter 11 Baugewerks- und 3 Baugewerks- und 3 Baugewerkschulen. An diesen sind 31 Direktoren, 188 Lehrer und 69 Schulpfleger und sonstiges Unterpersonal beschäftigt. Schließlich giebt es noch 3 von Gewerbetreibenden oder Vereinen zu unterhaltende Anstalten, zu deren Kosten der Staat einen Aufschlag gewährt. Die Handwerker-schule zu Berlin und die beiden Schulen für Baugewerkschulen Frankfurt a. M. und Düsseldorf. An ihnen sind 3 Direktoren, 16 Lehrer und 5 Schulpfleger beschäftigt. Uebrigens werden demnach im preussischen gewerblichen Fachschulwesen 41 Direktoren, 284 Lehrer und 82 Schulpfleger und sonstiges Unterpersonal beschäftigt, für welche insgesamt im Pensionatsfalle die Summe von 1412 545 Mark in Anrechnung kommen würde.

Der württembergische Ministerpräsident v. Wittnach erklärt im „Staatsanzeiger für Württemberg“, daß er in keiner Weise die von dem bekannten Stabersatz-Angelien gegen hohe Beamte habe. Er erklärt eine derartige Behauptung für eine unverständige Verleumdung.

Die „Kaiserliche Post“: „Kampf des Freireims gegen Junfer, Wiffen und Antisemiten“ wieder Absicht auf Berwicklichung zu haben. Der „Damb. Correspondent“ schreibt nämlich in einem ansehnlichen offiziellen Artikel über „Konservative Irthümer“:

„Graf Capriolo's Stellung kann durch eine solche Politik (de „Freunde“) nur befestigt werden, und soweit überhaupt von einer Einwirkung auf die Gesamtsituation des Politik die Rede ist, müßte eine solche in der Schwächung der Konservativen abgesehen von Kompensationspolitik (i) und in der Stärkung derjenigen Tendenzen und Einflüsse beruhen, die in der Richtung einer Wendung nach der liberalen Seite thätig sind.“

Eine solche offene Wendung wäre unteres Erachtens eine Wendung zum Besseren. Es würde nur, so bemerkt schließlich der „Korr. Sp.“, zu der bringenden nöthigen Klärung der Verhältnisse dienen, wenn der leitende Staatsmann sich entschloße, die liberale Politik, die er thätiglich verfolgt, auch beim rechten Namen zu nennen. Das gute Verhältnis der Regierung zu der parlamentarischen Linie würde dadurch nur befestigt und im Lande würde man dann doch „wie und wo?“

Der Entwurf eines württembergischen neuen Verfassungsgesetzes wird vom Staatsanzeiger für die Provinz Württemberg veröffentlicht. Das Gesetz betrifft Änderungen in der Zusammenstellung der Ständeverammlung. Die Kammer der Ständeherrn soll bestehen neben den Fürsten des königlichen Hauses und den Ständeherrn aus höchstens 10 lebenslänglich ernannten Mitgliedern, zwei vom Könige als evangelischen Landesbischof ernannten Vertretern der evangelischen Kirche, dem katholischen Bischof, dem Vorsitzenden der Verordneten der evangelischen Kirche und der Gemeinde, je einem Vertreter der Städte Stuttgart, Ulm und Heilbronn. Letztere werden vom Könige aus je drei von den bürgerlichen Kollegen präsentierten Kandidaten berufen. Das Stimmrecht ist persönlich auszuüben, jedoch können die Ständeherrn in Abwesenheit ihren Sohn oder nachstehenden Nachfolger mit der Stellvertretung beauftragen. Die Zahl der Mitglieder der ersten Kammer beträgt sich dadurch von 33 auf 41.

Die zweite Kammer soll bestehen aus 8 (seither 13) Mitgliedern des Ritterthums, aus 4 (seither 6) evangelischen Prälaten, einem Domkapitular, dem ältesten katholischen Dekan, dem Kanzler der Landesuniversität, einem gewählten Vertreter der technischen Hochschule, je 3 Vertretern der landwirthschaftlichen Gewerbe- und Handelskammern, 4 Abgeordneten der Stadt Stuttgart (seither 1) und je einem der Städte Tübingen, Ulm, Heilbronn, Neustadt, Ellwangen und Ludwigsburg, endlich aus 63 Vertretern der Bevölkerung, zusammen aus 95 Mitgliedern gegen 93 früher. Die übrigen Bestimmungen betreffen die Wahlvorschriften. Stuttgart wird in 4 räumlich begrenzte Wahlbezirke getheilt. Die Wahl der landwirthschaftlichen und Handels-Abgeordneten erfolgt durch Auktionswahl. Gleichzeitig ist ein Begehren eingereicht worden, welcher die Wahlens regelt.

Wie das „N. Z.“ meldet, wird der Bericht des

Beilage der Halleschen Zeitung.

Nr. 88.

Halle a. S., Dienstag, den 10. April

1894.

Späte Rache.

[10]

Kriminal-Roman von Conan Doyle.

(Nachdruck verboten.)

Lestrade fuhr fort: „Der Hausknecht, der schon an der Treppe war, kam auf meinen Schreckensruf zurückgestürzt, er wäre bei dem Publikum fast umgefallen. Die Thür war von innen verschlossen, doch gelang es uns, vereint die Kräfte, sie aufzuprennen. Drinnen stand ein Fenster offen und dicht daneben lag zusammengeknautcht ein Mann in Nachtgewande. Er mußte schon seit mehreren Stunden todt sein, denn seine Glieder waren steif und kalt. Ein Dolchstoß war ihm mitten durchs Herz gedrungen. Nun hören Sie aber noch das Seltsamste von der ganzen Begebenheit: In der Wand neben der Leiche stand geschrieben — was glauben Sie wohl?“

„Das Wort „Rache“ in Buchstaben,“ sagte Sherlock Holmes ohne sich zu beunruhigen. Mir erstarrte das Blut in den Adern vor Entsetzen.

„Das war es,“ flüsterte Lestrade, und seine Stimme bebte. Eine Weile sprach Keiner von uns ein Wort. Die methodische, und doch völlig unbegreifliche Weise, auf die der unbekannte Mörder bei seinen Mißthaten verfuhr, erhöhte noch ihren schauerlichen Eindruck. Unter den Greueln des Schlachtfeldes war ich laubbilftig geblieben, jetzt juckte mir jeder Nerv vor Erregung.

„Der Verbrecher ist nicht unbemerkt entkommen,“ fuhr Lestrade fort. „Ein Milchjunge, der vom Kuhstall nach der Hotelküche ging, sah, daß an einem offenen Fenster des zweiten Stockes eine Leiter lehnte. Als er sich vermundert noch einmal umblickte, kam gerade ein Mann die Leiter herabgestiegen und zwar so ruhig und ohne jede verdächtige Hast, daß der Junge glaubte, es müsse ein Arbeiter sein, der im Hotel etwas auszubessern habe. Nach seiner Beschreibung war der Mann groß, roth im Gesicht und mit einem langen Rock von bräunlicher Farbe bekleidet. Er hat das Zimmer nicht unmittelbar nach der That verlassen, sondern sich erst noch im Becken das Blut von den Händen gewaschen und sein Dolchmesser sorgfältig an den Bettstüchern abgewischt.“

Das Neuzere des Mannes war genau so, wie Holmes es früher beschrieben hatte, doch war keine Spur von Triumph oder Genugthuung in den Zügen meines Gefährten zu entdecken. „Haben Sie in dem Zimmer nichts gefunden, was auf die Spur des Verbrechers leiten könnte?“ fragte er begieig.

„Nicht das Geringste. Stangerion trug Drebbers Börse in der Tasche, doch war das nicht auffällig, da er die Reiseausgaben zu bezahlen pflegte. Sie enthielt etwa achtzig Pfund, die unberührt geblieben waren. Auf eine Verabreichung hatte man es offenbar nicht abgesehen. In den Taschen des Ermordeten fanden sich weder Papiere noch Notizen, nur ein Telegramm, das vor etwa einem Monat in Cleveland aufgegeben worden war und lautete: „F. H. ist in Europa.“ Der Name des Absenders stand nicht dabei.“

„Und das war Alles?“
„Alles Wichtige. Ein Roman, mit dem sich der Mann in den Schlaf gelesen, lag in dem Bett und seine Tabakspfeife daneben auf einem Stuhl. Auf dem Tisch stand ein Glas Wasser und auf dem Fenstertisch ein hölzernes Salbenschächtelchen, das mehrere Pillen enthielt.“

Mit einem Ausruf des Entzückens sprang Sherlock Holmes in die Höhe.

„Das fehlende Glied,“ rief er. „Nun ist der letzte Zweifel gelöst.“

Die beiden Polizisten sahen einander sprachlos vor Erstaunen an.

„Ich halte nunmehr alle scheinbar noch so verwirren Fäden in Händen,“ sagte mein Gefährte zuversichtlich. „Einzelheiten sind natürlich noch unerledigt, aber über die Hauptsache bin ich völlig im Klaren. Von der Zeit an, als Drebbler sich von Stangerion trennte, bis zum Augenblick, da des Letzteren Leiche entdeckt wurde, weiß ich Alles, als hätte ich es mit eigenen Augen gesehen. Sie sollen sogleich einen Beweis davon haben. Können Sie wohl die fraglichen Pillen herbeischaffen?“

„Ich habe sie hier,“ verneigte Lestrade, ein Schächtelchen hervorziehend, „ich nahm sie an mich, zugleich mit der Börse und dem Telegramm, um sie der Polizei zu übergeben. Daß ich die

Pillen nicht stehen ließ, war der reinste Zufall, denn ich muß sagen, ich legte ihnen keine Wichtigkeit bei.“

„Wissen Sie, Doktor,“ wandte sich Holmes zu mir, „ob das gewöhnliche Pillen sind?“

Sie waren von perlgrauer Farbe, klein, rund und fast durchsichtig, wenn man sie gegen das Licht hielt. „Nach ihrer Beschaffenheit sollte ich meinen, daß sie sich im Wasser auflösen würden,“ bemerkte ich.

„Das glaube ich auch,“ sagte Holmes erfreut. „Bitte,“ fuhr er fort, „schaffen Sie doch einmal den kleinen kranken Dachshund herbei, der schon lange in einem so traurigen Zustand ist, daß die Wirthin Sie noch gestern bat, ihn von seinen Qualen zu erlösen.“

Ich brachte das altersschwache Thier in meinen Armen herauf und legte es auf ein Fußkissen nieder, es athmete schwer und schien bereits in den letzten Zügen zu liegen.

„Jetzt schneide ich eine dieser Pillen entzwei,“ sagte Holmes, sein Taschenmesser herausziehend; „eine Hälfte bleibt zu späterer Verwendung in der Schachtel, die andere thue ich mit einem Theelöffel voll Wasser in dieses Weinglas. Sie sehen, der Doktor hat Recht, sie löst sich schon auf.“

„Das mag sehr interessant sein,“ ließ sich Lestrade in spöttischem Ton vernehmen, „nur begreife ich nicht, was es mit Stangerions Tode zu thun haben soll.“

„Geduld, mein Freund, Geduld; Sie werden es bald erfahren. Jetzt gieße ich noch etwas Milch dazu, um es schmackhaft zu machen.“

Er hatte den Inhalt des Weinglases in einen Napf ausgeleert und der Hund leckte die Flüssigkeit bereitwillig auf. Wir saßen schweigend im Kreise und erwarteten die entscheidende Wirkung, welche, nach Holmes' wichtiger Miene zu urtheilen, baldigst eintreten sollte. Aber es geschah nichts dergleichen. Der Hund lag auf dem Kissen ausgebreitet, sein Zustand war unverändert.

Mein Freund hatte die Uhr herausgezogen, und wie eine Minute nach der andern erfolglos versich, nahm sein Gesicht einen immer eigenthümlicheren Ausdruck an. Er preßte die Lippen zusammen, trommelte mit den Fingern auf dem Tisch und verrieth auf jede Weise die größte Ungebuld. Seine Gemüthsbeugung war so unerkennbar, daß er mir aufrichtig Leid that, während die beiden Polizisten schadenfroh lächelten und ihm den offenkundigen Mißerfolg von Herzen zu gönnen schienen.

„Es kann kein zufälliges Zusammentreffen sein,“ rief er endlich, vom Stuhl aufspringend; „das ist unmöglich, völlig unmöglich. — Die nämlichen Pillen, deren Anwendung ich in Drebbers Fall vermuthete, wurden nach Stangerions Tode wirklich gefunden — und doch haben sie keine Wirkung. Wie läßt sich das erklären? — Daß meine ganze Schlussfolgerung falsch gewesen sein soll, ist undenkbar. Aber der elenden Kreatur dort merkt man nichts an.“

Er ging aufgeregt im Zimmer hin und her; plötzlich stieß er einen Jubelruf aus: „Ich hab's, ich hab's!“ Er griff nach der Schachtel, schnitt die andere Pille entzwei, löste sie auf, goß Milch dazu und ließ sie von dem Hunde auflecken. Kaum hatte das arme Geschöpf sie mit der Zunge berührt, als ein krampfhaftes Zucken durch seine Glieder ging, dann lag es starr und leblos da, wie vom Blitz getroffen.

Sherlock Holmes athmete tief auf und trocknete sich den Angstschweiß von der Stirn. „Es war unrecht, daß ich mich so leicht irre machen ließ,“ sagte er. „Wenn eine Thatfache durchaus nicht zu meinen Folgerungen passen will, hat sich noch regelmäßig herausgestellt, daß es damit eine besondere Bewandtniß hat. Eine der beiden Pillen enthielt das tödliche Gift, die andere war völlig unschädlich. Das hätte ich wissen müssen, bevor mir noch die Schachtel zu Gesicht kam.“

Wie seltsam mir auch seine letzte Behauptung klang, so lag doch der todt Hund als bester Beweis für ihre Wichtigkeit vor uns. Ganz allmählich begannen sich die Nebel zu zerstreuen, die mir das Verständniß verhüllten, und es dämmerte in mir eine Ahnung von dem Zusammenhang der Dinge.

„Das Alles erscheint Ihnen nur deshalb so sonderbar,“ fuhr Holmes fort, „weil Sie gleich zu Anfang die einzige richtige Spur, welche deutlich vorlag, nicht erkannt haben. Ich hatte das Glück, von vornherein darauf zu verfallen und alle spätern Ereignisse haben nur dazu gedient, mich in meiner ursprünglichen Vermuthung zu bestärken, sie waren die logische Folge derselben. So kam es, daß Alles, was den Fall in Ihren Augen verdunkelte, mir neues Licht brachte und meine Annahmen bestätigte. Außergewöhnliche Umstände bieten keineswegs immer die schwierigsten Räthsel; vielmehr sind die scheinbar alltäglichsten Verbrechen oft am geheimnißvollsten, weil wir ohne besondere Anhaltspunkte zu keinen neuen Schlüssen gelangen können. Die Lösung unseres Falles würde sehr fraglich sein, wenn man den Leidnam einfach auf der Straße gefunden hätte. Die merkwürdigen Nebenumstände erschweren die Nachforschung nicht, im Gegentheil, sie erleichtern dieselbe.“

Gregson hatte der langen Auseinandersetzung mit wachsender Ungebuld zugehört; endlich bezwang er sich nicht länger.

„Wir geben ja gern zu, Holmes,“ sagte er, „daß Sie ein ungewöhnlich schlauer Mensch sind und Ihr ganz besonderes Verfahren haben. Aber mit Theorien kommt man hier nicht weit. Es handelt sich darum, den Mörder festzunehmen. Was ich in dieser Sache thun habe, scheint sich als Mißgriff herauszustellen, denn, den zweiten Mord kann der junge Charpentier nicht begangen haben. Lestrade seinerseits glaubte jenem Stangerjon nachspüren zu müssen und auch er war augenscheinlich auf falscher Fährte. Nach Ihren Winken und Andeutungen scheinen Sie mehr von der Sache zu wissen als wir. So gehen Sie doch einmal heraus mit der Sprache und sagen Sie uns, wer das Verbrechen begangen hat.“

„Gregson hat ganz recht,“ nahm Lestrade das Wort. „Wir haben uns bis jetzt beide vergeblich bemüht, dahinter zu kommen, und wenn Sie wirklich, wie Sie behaupten, alle Beweise in Händen haben, so hoffe ich, Sie werden nicht länger zögern, uns reinen Wein einzuschlecken.“

„Das Wichtigste scheint mir doch, den Mörder unschädlich zu machen,“ fiel ich ein, „damit er nicht noch mehr Unthaten begehen kann.“

So von allen Seiten gedrängt, schien Holmes unentschlossen, was er thun sollte. Mit gerunzelten Brauen, den Kopf auf die Brust gesenkt, schritt er im Zimmer auf und ab, wie seine Gewohnheit war, wenn es eine große Entscheidung galt. Möglich blieb er uns gegenüber stehen.

„Es wird kein Mord mehr verübt werden, darüber können Sie außer Sorge sein,“ sagte er mit Bestimmtheit. „Sie fragen mich nach dem Namen des Verbrechers — den kenne ich. Ja, was noch mehr ist, ich hoffe, in kürzester Frist ihn selbst in die Hände zu bekommen. Alle meine Vorkehrungen zu dem Zweck sind getroffen, aber die Ausführung erfordert große Umsicht, denn wir haben es mit einem kühnen Menschen zu thun, der zum Leichtersten entschlossen ist. Auch fehlt es ihm nicht an einem Gehilfen, der ebenso verschlagen ist, wie er selbst — davon habe ich Beweise. Solange der Mann nicht ahnt, daß man ihn beobachtet, ist es möglich, seiner habhaft zu werden. Schöpfe er aber auch nur den geringsten Argwohn, so würde er einen andern Namen annehmen und unter den vier Millionen Einwohnern dieser großen Stadt spurlos verschwinden. Ich möchte Sie beide nicht kränken, doch scheint mir, daß die Polizei jenem Manne gegenüber machtlos ist. Ich habe Sie deshalb auch nicht um Ihre Hilfe angegangen und will lieber Tadel und Verantwortung allein tragen, wenn die Sache mißlingt. Jedenfalls verspreche ich, es Sie wissen zu lassen, sobald ich überzeugt bin, daß meine Pläne nicht mehr gefährdet werden können.“

Die beiden Polizisten schienen durch diese Versicherung nicht

sehr befriedigt und überhaupt wenig erbaut von dem abfälligen Urtheil meines Gefährten. Gregson wurde roth bis zu den Schläfen und Lestrades Augen funkelten vor Aerger und Neugier. Sie fanden jedoch keine Zeit, ihrem Herzen Luft zu machen, denn in diesem Augenblick klopfte es an der Thür und der Häuptling der zerklümpften Freiwilligenhaare, der junge Wiggins, erschien in höchst eigenem, unansehnlicher Person.

„Ich wollte nur melden, Herr,“ sagte er, eine stramme Haltung annehmend, „daß ich die Droische gebracht habe; sie hält unten.“ „Bravo,“ rief Holmes beifällig. Er holte ein Paar stählerne Handschellen aus der Kommodenschublade. „Sehen Sie nur, wie die Feder zuschnappt, in einem Augenblick sitzen sie fest. Warum führt man eigentlich diese Sorte nicht auf der Polizei ein?“ „Das alte Muster erfüllt seine Zwecke auf genug,“ versetzte Lestrade; die Hauptsache bleibt immer, den Mann zu haben, dem man sie anlegen soll.“

„Freilich, freilich,“ bestätigte Holmes lächelnd. „Höre, Wiggins, bitte doch einmal den Droschkentischer heraufzukommen, er soll mir bei dem Gepäck behilflich sein.“

Es überraschte mich, daß mein Gefährte im Begriff schien, eine Reise anzutreten, denn er hatte davon nichts gegen mich erwähnt. Im Zimmer stand ein kleiner Handkoffer, den er jetzt hervorzog und zuzuschließen begann. Er war noch damit beschäftigt und kniete am Boden, als der Droschkentischer eintrat. „Können Sie mir vielleicht hier den Riemen fester schnallen Kutscher,“ sagte er, ohne den Kopf umzuwenden.

Der Mensch trat unverdroffen hinzu und streckte die Hände nach dem Riemen aus. Man vernahm einen scharfen, metallenen Klang und im nächsten Augenblick sprang Sherlock Holmes rasch in die Höhe.

„Meine Herren,“ rief er mit blitzenden Augen, „hier stelle ich Ihnen Jefferson Hope vor, den Mörder von Enoch Drebbler und Joseph Stangerjon.“

Alles war mit solcher Schnelligkeit vor sich gegangen, daß uns kaum Zeit zur Besinnung blieb, doch erinnere ich mich deutlich an den triumphirenden Ausdruck in Holmes' Blick und Ton und an des Kutschers verdächtige, ingrinnige Miene, mit der er die Handschellen betrachtete, welche ihn wie durch Zauberkunst gefesselt hielten.

Wir standen starr wie Bildsäulen, aber nur einen Augenblick, denn plötzlich stieß der Gefangene einen Schrei wider Wuth aus, riß sich mit gewaltiger Kraft von Holmes los und rannte nach dem Fenster; Glas und Holzwerk brachen in tausend Splinter bei dem mächtigen Anprall. Noch ehe er sich jedoch hinausstürzen konnte, sprangen Lestrade, Gregson und Holmes auf ihn, wie Jagdhunde auf ihre Beute; er ward ins Zimmer zurückgejagt, und nun entspann sich ein fürchterlicher Kampf. Wieder und immer wieder gelang es ihm, uns alle vier abzuschütteln; mit der Riesensstärke eines Wahnsinnigen wehrte er sich gegen seine Angreifer. Die zertrümmerten Fenster Scheiben hatten ihm Gesicht und Hände schrecklich verletzt, aber der Blutverlust schwächte seine Widerstandskraft nicht. Erst als es Lestrade gelang, ihm von hinten die Hand in den Halsstragen zu stecken und ihn fast zu erwürgen, sah er ein, daß jeder weitere Versuch, uns zu entzinnen, vergeblich sein würde. Der Sicherheit halber banden wir ihn noch an den Füßen und konnten nun erst wieder zu Athem kommen.

„Seine Droische steht noch unten, wir wollen sie gleich heiligen, um ihn auf die Polizei zu bringen,“ sagte Sherlock Holmes. „Und nun, meine Herren,“ fuhr er fort, „bin ich bereit, alle Ihre Fragen zu beantworten. Mein kleines Geheimniß ist enthüllt, und Sie brauchen nicht zu fürchten, daß ich Ihnen die gewünschte Auskunft verweigere.“

(Fortsetzung folgt.)

* Kleines Feuilleton. *

Wien bleibt Wien.

Von der Stadt der glücklichen Phäaken an der blauen Donau klingt frohe Kunde in das Land. Das jubelnde Allegro, in welches des Jahrhundert's Simfonie allmählich ausklingt, ist um einen volltönenden Akkord vermehrt werden, ein Baustein mehr ward zu dem Denkmal hinzugefügt, welches der Nachwelt Benennung abnötigen soll vor den geistigen Titanen des pazzeren Zeitalters.

Nach schwerem Kampf gelang es Bindobonas Heldenjöhnen endlich eine Frage von einschneidendster Bedeutung in ästhetischer und kultureller Beziehung zu lösen: der schwarze Frack ist beseitigt und der farbige Frack tritt die Erbsfolge an! — Zwar nicht die Idee an sich ist das Glorreiche bei der Sache; denn die stammt ja aus Paris, allwo sie bereits vor Jahren gezeitigt wurde und als Heilsbotschaft in alle Welt ging, — nein, die Frage der energischen Durchführung war es, die schwerer Kämpfe bedurfte und es bewirkt hat, daß die tonangebenden Männer und Jüng-

erschläßt zwar und matt, aber trotzdem das glückliche Lächeln des Siegers auf den geistvollen, leicht östlich gewölbten Zügen, in die Lage gekommen sind, von sich zu sagen: „Der sich in seiner Zeit genug gethan, — der hat gelebt für alle Zeiten!“

Als vor drei, vier Jahren in den Wiener Salons der rothe Frack auftauchte, da fand er zwar viele Bewunderer, aber auch viele Gegner. Namentlich waren es Erwägungen materieller Art, die manchen davon abhielten, unbedingt zuzustimmen. Erstens ist so ein rother Frack ein zärlischer Gegenstand, jeder Kleid ist darauf zu sehen; — dann nothin damit, wenn ihm der strahlende Glanz der absoluten Salonsfähigkeit geraubt ist? Den schwarzen Frack erstand ehemals der Kleiderhandelnde Gebräuer aus der Karoln Thurmsstraße, von dem ihn der Kandidat erstand fürs Rigorosum, diesem wieder nahm der Vorstadtkellner gegen wenige Papierln das zweifach geschwärtzte Reissusgewand ab u. s. w. Kurz, die Sache hatte ihre zwei Seiten. Nun aber ist auch die Farbe bereits ein überwundener Standpunkt und in Zukunft werden wir die Gigerln ausschließlich in lichtblauen und zartapfelgrünen Gewändern auf dem Parquet der Ballsäle grazios herumtaufeln sehen. Warum aber in aller Welt will man bei diesen schließlich eintönigen Farben stehen bleiben? Warum geht man nicht noch einen Schritt weiter, und läßt sich z. B. an einen blauen Frack einen grünen und einen rothen Schooß nähern? Oder preisbeerbefarbene Aufschläge?

Wie sehr würde es den Ballsaal „beleben“, — und das wollen ja die aristokratischen Schneiderkubs von Wien —, wenn der grüne Frack zebraartig gestreift würde, etwa abwechselnd gelb und orange! Von tadelloser Wirkung würde auch eine Sezeffionistenstudie, auf den Frackrücken in pastoser Manier hingezaubert, sein!

Aber nur Ruhe! Das wird Alles schon kommen. Wien ist ja groß in so etwas. Wien hat die Gigerln und die Glockenröde erfunden, Wien tanzt, Wien jodelt, Wien bleibt Wien! Was ist die soziale Frage? Ein Unfug, ein — kaum giebt's Worte, um die Thorheit zu bezeichnen, die darin liegt, daß man von einer „sozialen Frage“ fafelt. Da schaut doch hin auf das „Volk“, wie's dem gut geht! In allen Kneipen, auf allen Maskenbällen hört man's erschallen, das triumphirende, völkererlösende Wort: Ruhe! verkauft's mei Gwandel —; bin im Himmel! — Und doch hinein in das Fiedeln, Jubeln, Lachen und Gläserklingen klingt es dumpf und unheimlich, was fernes Grollen, — so beklemmend und grauig, wie das prophetische Geräusch, welches dem Erdbeben voranzugehen pflegt

Aber in Bälde ist Soiree im Palais Metternich. Wie man hört, entscheidet sich die Rothschildgruppe für den blauen Frack; die jüngeren Finanzdynastien werden dementsprechend an der grünen Farbe erkannt werden.

Die Denkmäler Berlins und der Volkswitz. *)

Aus dem gleichnamigen Werke von Victor Laverrenz.
Das Thiergarten - Viertel.

Der Thiergarten ist reich an Denkmälern und Standbildern. Das herrlichste unter ihnen ist das Göthedenkmal, an dem auch der spottlustige Berliner nichts auszufehen hat. Glücklich in der Auffassung, vornehm und edel in der Ausführung, bietet es keinen Anhalt für einen boshaften Witz.

Nur über die drei weiblichen Figuren, welche sitzend am Fuße des Denkmals Wacht halten, hat man sich lustig gemacht, indem man behauptet, es seien drei von den vielen Frauenleuten, welche Göthe bei Lebzeiten hätte „sitzen lassen“. Nun, wie man sieht, haben sich die drei Weiber schadlos gehalten und sich je einen Engel angeschafft zum Ersatz „for Jöthen“.

Umweit davon hat das Lessingdenkmal (wegen der metallenen Schilder am Sockel auch Messingdenkmal genannt) seine Aufstellung gefunden. Von diesem Dichter wird behauptet, daß die Berliner ihn sich warm halten wollen, denn sie haben ihn auf — einen Ofen gestellt. In der That hat das Postament eine „kolossale Aehnlichkeit“ mit einem Rococo-Ofen. Zum Ueberflus liegt noch eine Gestalt davor, ein Genius oder dergleichen, welche eine Schale mit einer Flamme in der Hand hält und offenbar für die Instandhaltung des Feuers zu sorgen hat. Diese Gestalt

*) Genanntes Buch ist von G. Brandt mit zahlreichen Illustrationen versehen und in allen Buchhandlungen vorrätig.

wird deshalb als „Einheits-Engel“ oder „Einheits-Bengel“ bezeichnet. Anstoß geradezu hat die Figur an der Hinterseite des Piedestals erregt ihre absichtlich gewollte Häßlichkeit, sie hat die Bezeichnung „Straßenjunge“ erhalten. Bekannt ist der Ausspruch eines poesiebegeisterten Berliners, welcher nach der Enthüllung des Denkmals das Steinbild des Dichters bewundernd anstarrte und emphatisch ausrief: „Großer Jöthe, wer sollte Dir nicht fernen! Fezt jemauert in alle Erden!“

In der Löwen- oder Ahorn-Allee (berlinisch Levy- oder Ahorn-Allee, welche vom Brandenburger Thor aus den Thiergarten durchquert, steht die von Wolf modellirte Löwengruppe, welche eine verwundete Löwin, beschützt von ihrem Eheherrn, darstellt. Trotz der ergreifenden Wirkung dieses Ehedramas kann der Berliner sein Witzeln nicht lassen, denn er behauptet: „Die Löwin hat 'n schwachen Magen, det se det bisten Rippespeer nich mal verdragen kann.“

Das größte Denkmal Berlins ist die Siegessäule, welche trotz ihrer Höhe manchen Spott über sich hat ergehen lassen müssen. Die Siegessäule heißt im Volksmunde ihrer eigenthümlichen Gestalt wegen auch „Siegeschornstein“ oder „Siegespargel“, die Figur auf ihrem Kapital die „Siegestante“. Von der Viktoria, welche schimmernd vergolbet, weithin in der Sonne glänzt, behauptete man, sie sei das anständigste Frauenzimmer in Berlin, denn — sie hat kein Verhältniß.“

Die Viktoria erfreut sich daher auch beim Militär einer so großen Beliebtheit, daß sie häufig zu Vergleichen herangezogen wird. Hier mag ein kleines Geschichtchen Platz finden, welches werth ist, der Vergessenheit entziehen zu werden. Es war bei den Befestigungsfestlichkeiten Kaiser Wilhelms I. Die Infanterie bildete auf der Charlottenburger Chaussee Spalier, und da es bitter kalt war, so trampelten die armen Soldaten, welche auf dem hartgefrorenen Damm standen, mit den Weinen. Dies veranlaßte einen übereifrigen Hauptmann zu den ewig denkwürdigen Worten: „Kerls, wenn „Stillgestanden“ kommandirt ist, dann müßt Ihr so stille stehen, daß die Viktoria auf der Siegessäule eine Zappelpuppe gegen Euch ist!“

Schlecht ist es den vier Kriegergruppen auf dem Königsplatz ergangen, welchen man durch allerlei Buschwerk und Gesträuch einen passenden Hintergrund geben wollte. Ein Berliner Bildhauer, welcher um seine Ansicht über die Aufstellung der Sandsteingruppen gefragt wurde, soll sein Urtheil wie folgt formulirt haben: „Schade, det man die scheenen Sträucher nich sieht; die hätten „vor“ die Truppen jeetzt werden sollen, damit diese Steinklumpen Einem nich die Aussicht uff det frische Trün verderben.“

Allerlei.

— **Nochmals der Briefmarkenschwindel.** Dr. A. Bähler, der kürzlich von einer längeren Forschungsreise durch die Südsee zurückgekehrt ist und über dessen werthvolle ethnographische Sammlungen wir mehrfach berichteten, hat die Freundlichkeit, uns in Antknüpfung an den vor einigen Tagen von uns im Feuilleton gebrachten Artikel „Briefmarkenwuth“ Folgendes zu schreiben: Als ich im vorigen Jahr im Laufe von ungefähr vier Monaten Singapore viermal berührte, gab es dort jedesmal neue überdruckte Freimarken; sie mußten hergestellt werden, weil die Auflagen stets in kürzester Zeit vergriffen waren, einmal eine solche von 80 000 Stück in nicht ganz drei Tagen. Die Marken waren meist mit 1 Cent überdruckt, da die Billigkeit den Absatz erhöhte, ohne dabei den Werth in Europa zu beeinträchtigen. Ich kannte einen jungen Angestellten eines Handelshauses, der privatim den Auftrag hatte, von jeder erscheinenden Marke umgehend 4000 Stück nach Deutschland zu senden; ich habe Leute, die sich durchaus nicht in glänzenden Verhältnissen befanden, für 100 Dollars Briefmarken am Schalter kaufen sehen; sie spekulirten in Marken, wie andere Leute in Kaffee. Die Regierung hätte diesen Handel sehr leicht einschränken können, wenn sie die gewöhnliche, nicht überdruckte 1 Cent-Marke beibehalten hätte, aber das schien gar nicht ihre Absicht zu sein. In drei Tagen 24 000 Dollars einzunehmen, ist ganz angenehm und so erschienen stets andere Marken mit 1 Cent überdruckt, heute eine 8 Cts.-Marke, einige Tage später eine 2 Cts.- oder 5 Cts.-Marke und so fort. Diese Einnahmen erregten in den Nachbarreichen begreiflichen Neid. Der sogenannte Sultan von Johor, der stets in Geldverlegenheit ist, setzte in London die Erlaubniß durch, eigene Marken drucken zu lassen. Statt der früheren mit „Johor“ querüberdruckten Marken der Straits Settlements führt er jetzt solche, die sein Bildniß zieren. Allerdings gelten dieselben n̄

für die Strecke Johor-Singapore, eine Entfernung von ungefähr 14 englischen Meilen, während alle weiter als Singapore gehenden Briefe auch noch die Marken des Straits Settlements tragen müssen, und zwar in derselben Höhe des Betrages, als ob die Johormarke gar nicht vorhanden wäre. Deshalb besteht deren Satz auch nur aus drei oder vier Marken im Werth von wenigen Cents. Da aber so der Sultan kaum auf seine Kosten gekommen wäre und es ihm nicht gerade Nebenwerc war, außer dem Ruhm, sein Bild auf den Marken pangen zu sehen, auch einen kleinen Ueberschuß zu erzielen, so verfiel er auf den genialen Gedanken, noch eine 1 Dollar-Marke herstellen zu lassen. Ich glaube kaum, daß das Postamt in Johor jemals in die Lage gekommen ist, diese Marke ihrem Werthe nach benutzt zu sehen; der Sultan aber verkaufte an Sammler (oder richtiger Händler) im ersten Jahr davon 30 000 Stück. Dafür kann selbst ein „Sultan“ eine kleine Erholungsreise nach Europa unternehmen und sich den etwas theuren Scherz leisten, vor einem englischen Gerichtshof wegen gebrochenen Eheversprechens verklägt zu werden. Sogar mein Besuch brachte dem Sultan fünf oder sechs Dollar ein, für die ich Briefmarken an Bekannte nach Singapore senden mußte. Das Unglaublichste sah ich in Apia. Dort giebt es ein „kaiserlich deutsches Postamt“ ein Haus weiter verkauft ein englischer Photograph „jamoanische“ Briefmarken. Wie er dazu kommt, weiß Niemand. Vielleicht hat er die Erlaubniß dazu einmal von irgend einem jamoanischen „Könige“ erhalten. Diese Marken gelten auf Briefen nach Tonga, Neu-Seeland und Australien, soweit sie von englisch-kolonialen Dampfern befördert werden, während die amerikanischen Postschiffe und der selig entschlafene deutsche Postdampfer die jamoanischen Privatmarken niemas anerkennen. Für meine Freunde in Europa kaufte ich einige „sets“ derselben, und da ich bemerkte, daß ich sie nur als Sammler erstände und bereit war, die Hälfte derselben bereits abgestempelt zu nehmen, so erhielt ich den ganzen Posten für die Hälfte des eigentlichen Werthes. Auf Samoa sind eben Freimarken „im Duzend billiger“. Bei der Bezahlung wurde deutsches Geld, wie auf Samoa allgemein, ungen und nur mit Verlust für den Käufer angenommen, weniger ungen englisches, am liebsten amerikanisches. Der augenblickliche Zustand auf Samoa charakterisirt sich ja lieber in den wenigen Worten: Deutsche Arbeit, englische Sprache, amerikanisches Geld! Tritt nicht bald eine Wenderung zu Gunsten Deutschlands ein, so wird auch Samoa in Kurzem dasselbe traurige Bild gewähren, welches leider fast schon die ganze übrige Südsee zeigt: Der Deutsche, der bahnbrechend vorgezungen, wird von Anderen verdrängt; diese heimlich die Ernte ein, welche deutsche Arme mit vieler Mühe und harter Arbeit gesät haben.

— **Eine Mordthat auf Ceylon.** Man schreibt der R. B. Z. aus Colombo (Ceylon) 16. März: Gestern war Colombo der Schauplatz einer gräßlichen That, welche von einem Angehörigen der Polizei, einem sogenannten Moorman (eingeborenen Mohammedaner) verübt wurde. Der Thatbestand ist folgender: Gegen 3 Uhr Nachmittags tauchte genannter Moorman plötzlich in der Chatam-Street auf, einer der belebtesten Straßen Colombo's, ging zu einem in einer Thür stehenden Mann, warf den Nichtsahnenden durch einen Faustschlag nieder, zog schnell ein großes Messer und versetzte dem Daliegenden Stiche. Er sprang über die Straße und bohrte sein Messer einem andern daherkommenden Mann in die Brust, wandte sich dann einem Laden zu, um einem Juwelenhändler das Messer so tief in den Hals zu stoßen, daß er es nicht zurückziehen konnte. Dann zog der Mörder ein anderes Messer hervor und stach nun unter den derweilen angesammelten Menschen herum, sprang, ohne daß es Jemand wagte, ihn aufzuhalten, zur nahe liegenden Polizeistation und ging dalebst in eine Zelle für Gefangene, um, wie er einem wachhabenden Polizeisoldaten sagte, von seiner schweren Arbeit etwas zu ruhen und neue Kräfte zu sammeln. Der Wacht-Soldat fand in dem Benehmen des Moormans etwas Ungewöhnliches und schloß, sobald derselbe eingetreten war, schnell die Zellenthüre — der Mörder war gefangen. Bald erschienen der Polizei-Richter, um den Messerhelben zu verhören, wobei Folgendes sich herausstellte. Er, der Mörder, war mit seiner Geliebten, welche in derselben Straße wohnte, in Streit gerathen und hatte Schläge von ihr bekommen. Er verließ aufgeregt seine Erwählte und begab sich in eine Opiumhöhle, nahm dalebst zwei große Portionen Lagium (eine Mischung von Opium und Bhang). Weiter erklärte er, nicht zu wissen, was er später gethan und wie er zu den zwei Messern gekommen.

— **Die Heirath des „Millionenprinzi“.** Aus New-York wird geschrieben: Daß Howard Gould, der älteste Sohn des Millionen-Königs, eine Schauspielerin heirathet, daran ist nichts Besonderes. Sein Vater hat es eben gemacht, und so was liegt im Blute. Interessanter ist, wie Dr. Gould zu seiner Braut gekommen ist. Er hatte da mit einer kleinen, reizenden Schauspielerin eine kleine Liebchaft. „Howard!“ sagte die Kleine eines Tages, „Du könntest mich eigentlich heirathen“. — „Um“, entgegnete Gould, „ich könnte allerdings, ich will aber nicht.“ — „Weshalb denn nicht?“ schmeichelte sie, wie nur Frauen schmeicheln können.“ — „Weil ich überhaupt nicht heirathen werde.“ — „Gut“, sagte die Kleine. „Gieb mir das schriftlich.“ Gould lachte. „Wozu?“ fragte er. — „Gieb mir's schriftlich“, wiederholte sie jedoch und setzte hinzu, „daß, wenn Du heirathest, Du nur mich heirathest.“ — „Dich?“ machte Gould und steckte seine Cigarre in Brand, „nein, aber den Brief will ich schreiben, und hinzusetzen: und wenn ich heirathe, heirathe ich nur Miß Tyler.“ — Und er setzte sich hin und schrieb, und Lizzie Tyler war ganz glücklich, denn nun, nun wollte sie ihn schon dahin bringen, daß er sie heirathen mußte. — Eines schönen Tages nun kam Gould wieder zu ihr. „Weißt Du das Neueste, Lizzie? Ich heirathe.“ — „Oh!“ rief sie aus. — „Ja wohl, ein reizendes, kleines Geschöpf, das Du kennst, wie Dich selber.“ — „Wirklich?“ — „Ja — aber Du bist es nicht!“ — „Ich . . . ni . . . icht?“ — „Nein.“ — „Oh! ich habe den Brief!“ — „Das ist es ja eben. Ich halte mich strikt an den Brief!“ — Ich heirathe Miß Tyler. Aber nicht Miß Lizzie Tyler, sondern Miß Odette Tyler, Deine Schwester.“ — Und so war's.

— **Was in Amerika ein „gebrochenes Herz“ kostet.** Charles Deakman, ein vierundzwanzigjähriger sentimentalere Bürger der amerikanischen Stadt Winteriet, hatte sich vor drei Jahren in Fräulein Nannie Duncan, die ebenso viele Lenge, wie er zählte, ernstlich und bis über die Ohren verliebt. Sie schien seine Liebe zu erwidern, und ein Jahr später waren sie verlobt. Der Tag der Hochzeit wurde festgesetzt. Charles war überglücklich und kaufte seiner zukünftigen Frau einen Pelzmantel, eine Uhrkette, ein Album, Armbänder, zwei Ringe, Gesangbücher u. s. w.; ferner gab er das Tabakkauen auf und versprach, auch nicht mehr zu stuchen. Er war des Mädchens wegen ein Mutterjüngling geworden. Bald machte er aber ausfindig, daß das Mädchen sich in einen anderen Mann Namens Knotts verliebt hatte. Eines Abends hörte er seine Geliebte in der Nähe ihres Hauses singen, aber nicht allein, denn Knotts begleitete sie. Was ihn aber am meisten ärgerte, war, daß die Beiden Wieder aus dem Bude jangen, welches er der Ungetreuen geschenkt hatte. Er lief wie ein Rasender nach Hause. Am nächsten Tage eilte er nach dem Gerichte und strengte eine Schadenersatzklage gegen sie an. Er verlangte für sein „gebrochenes Herz“ 1000 Dollars Schadenersatz. Am 5. v. Mts. kam der Prozeß zur Verhandlung Ueber fünftauend Frauen waren anwesend, um die Zeugen ausfragen zu hören. Die Jury war zwölf Stunden in Klauur und dann wurde dem Kläger — ein Dollar zugesprochen. Armer Charles!

— **Die Zahl der im Jahre 1893 stattgefundenen Schiffskatastrophen** beträgt nach einer uns vorliegenden amtlichen Statistik 14 deutsche, 11 amerikanische, 122 englische, 1 argentinische, 1 österreichische, 1 holländische, 4 griechische, 2 italienische, 14 norwegische, 3 japanische, 3 russische, 2 schwedische, 1 türkische, 15 französische, 3 chilenische, 3 dänische, 4 brasilianische, 1 mexikanische und 1 belgische Dampfer, also zusammen 211 mit 160 480 Tonnengehalt. Davon scheiterten 115, 46 stießen zusammen, 13 brannten ab, 2 wurden verlassen und der Rest gerieth in Verlust. Segelschiffe sanken: 67 deutsche, 171 amerikanische, 320 englische, 1 argentinisches, 10 österreichische, 1 brasilianisches, 3 chilenische, 30 dänische, 5 spanische, 65 französische, 17 griechische, 2 hawaiische, 32 italienische, 206 holländische, 19 norwegische, 3 portugiesische, 16 russische, 49 schwedische und 1 türkische, zusammen 1018 mit 491 077 Tonnen.

— **Dr. Hugh, der Bischof von Worcester,** ist durch seine Bonnots berühmt. Neulich ließ er sich durch seinen Diener ein kostbares Barometer ins Zimmer tragen. Der Diener aber stolperte, und das theure Instrument fiel zu Boden und zerbrach. „Gott sei Dank!“ rief der Bischof, „endlich werden wir ausgiebiger Regen bekommen. Denn so stark gefallen ist das Barometer noch nie.“